

Ein Gemisch aus westafrikanischen Riten, Sprachen und geheimen Codes der Sklaven

Zwei Europäer geraten in den Bann einer alten Villa auf Humphrey Island: Zora del Buonos Roman ist durchtränkt von jener schwülen Schläfrigkeit, die so typisch ist für die amerikanischen Südstaaten.

Schreiben ist eine zwiespältige Angelegenheit. Vor allem, wenn es sich um Auftragsarbeit handelt. Da müssen einerseits sachlich Informationen vermittelt werden. Andererseits soll der Text lustvoll lesbar sein. Die Ich-Erzählerin in „Big Sue“, dem zweiten Roman von Zora del Buono, Mitbegründerin der Zeitschrift „Mare“, ist in ihrem Journalistenleben an einen faden Punkt gelangt. Japanische Selbstmörderinnen interessieren sie zwar – aber alles Ausformulierte ekelt sie an. Gelangweilt von der Redundanz ihrer eigenen Formulierungen, arbeitet sie deshalb als freischaffende Rechercheurin, als „Grundlagenermittlerin“ – zur Zeit in Savannah, einer feuchtklimatisierten Stadt in Atlantiknähe, im amerikanischen Südstaat Georgia. Sie hat aber nicht „Georgia on her mind“, sondern – für ein Sachbuch – Gullah, ein Gemisch aus westafrikani-

schen Riten, Sprachen und geheimen Codes der Sklaven. Mehr noch interessiert sie allerdings ein Schweizer Feingeist: Carl Fenner fällt ihr schon am Flughafen auf. Er trägt poliertes Leder, greift nach Zigaretten mit einer „sehr gepflegten Hand“, fädelt beim Sprechen elegant ein französisches „oh, mon Dieu!“ ein, als hätte er mehrere Jahre Privatschule nebst speziellem Schweizer Knigge-Training absolviert. Kaum aber umgarnt ihn die schwüle, träge Luft der Stadt, scheint eine Verwandlung mit dem zarten Manne vorzugehen. Die Akkuratessie lässt einige Treffen später nach, eine leichte Schlampigkeit rückt ins Bild. Und obwohl wir nicht wissen, was uns dieser Schweizer angeht, beginnen wir uns für ihn zu interessieren.

Zora del Buono, Jahrgang 1962, selbst Schweizer Herkunft und Weltreisende mit Wohnanker in Berlin, füllt ihre zunächst etwas flachen Figuren nach und nach mit Hintergrundinformationen auf. Sie muss es auch – sonst würden wir die Vorgänge auf der kleinen, Savannah vorgelagerten Insel, die jener mysteriöse Fenner bewohnt, wohl kaum verstehen. Fenner, ein Kunsthistoriker, soll dort eigentlich die Baugeschichte einer Villa schreiben. Humphrey Island, benannt nach einem korrupten Weißen, der im neunzehnten Jahrhundert die Insel fruchtbar machen half, dann aber teuer

an Weiße verkaufte statt wie gesetzlich vorgesehen billig an schwarze Einheimische, ist ein gespenstischer Ort.

Nachts hört Fenner Frauenseufzen aus dem Zimmer unter ihm. Männer wie Frauen scheinen dort Schlange zu stehen. Nie aber sieht er besagte Diva. Nur einmal hat er, mit einem gebastelten Fernrohr gewappnet, „sich reckende Beine“ gesehen – „ungeheuer wohlgeformte Beine“, „kräftig, eigentlich sogar dick, aber dennoch formvollendet und von blassester Noblesse, reinstes 17. Jahrhundert sei das, herrliches Fleisch in enormer Fülle, Wa-



Zora del Buono:
„Big Sue“.
Roman.

Mare Verlag, Hamburg
2010, 192 S., geb.,
18,-€.

den wie die einer opulenten Putte, er dürfe sich das Gesäß dazu gar nicht vorstellen“ – tut es aber ohne Unterlass. Die Ich-Erzählerin, auf Kontakte angewiesen, erlebt leicht angewidert, wie Fenner sich gar zu einem sexbesessenen Wesen verwan-

delt, das gern selbst jenen begehrten Frauenleib beglücken will. Ihr Name: Big Sue. Und sie ist wahrlich voluminös. Vielleicht sogar, mutmaßt die nach allen Seiten fleißig recherchierende Ich-Erzählerin, Opfer sogenannter „Feeder“: Männer, die Frauen mit Essen anfüttern, um sich hernach in ihre Speckfalten zu wühlen, beruhigt, dass die Gemästete bald das Zimmer nicht mehr verlässt – die totale Abhängigkeit erzeugt hier erotischen Reiz. Tatsächlich bemerkt Fenner in der Villa regelmäßig Fressorgien. Oder ist „Big Sue“ Zentrum eines religiösen Kults?

Gleich mehrere Erzählstränge werden hier recht originell miteinander verzwirbelt und auf ein klärendes, überraschendes Finale zugeschnitten. Das dunkle Thema Rassentrennung mischt sich mit Schweizer Vita, deren Blutsbande bis nach Humphrey Island führen. Fanatische amerikanische Christentumverehrer, die auf jener mysteriösen Insel einst unschuldige Dienstboten hängten, werden zu Bausteinen einer verfluchten Kette von Ereignissen, die aufgedeckt werden wollen – was der Ich-Erzählerin aus etwas unergründlich bleibender Motivation letztlich gelingt. Stunden verbringt sie im spärlichen Licht leerer Bibliotheksräume oder in ihrer eigenen, düsteren „introvertierten Bleibe“. Mitunter trägt der Text schwer an seiner abenteuerlichen Verführung und der



Zora del Buono

Foto Mathias Bothor

häppchenweise gereichten Zusammenfassungen. Und doch ist es gerade die historische Last, die dem Roman und seinen extravaganteren Figuren schließlich eine zweite Ebene einzieht.

Zora del Buonos Prosa überzeugt dennoch weniger im Arrangement, vielmehr atmosphärisch. Ohne ihre Schilderungen zu überdüngen, durchtränkt die Autorin ihren Roman mit jener regionalen schwülen Schläfrigkeit, welcher Fenner zuse-

hends verfällt, während er zugleich immer quirliger, nervöser, verstörter wird. Wir sitzen mit der Ich-Erzählerin in der Mittagshitze auf einem der belebten Plätze, beschattet von mächtigen Sommermagnolien oder „Spanish Moos, silbern glänzende Pflanzenbündel von urtümlicher Gestalt, die von den Bäumen hängen, so tief, dass Eichen und Platanen wie beschützende große Geister mit zerfransten Frisuren über einem thronen“. Und wir verfangen uns auch leicht in den Innenräumen, die Zora del Buono – lange Jahre Architektin – mit viel Liebe zum Detail beschreibt. Holzvertäfelte Wände werfen in der uralten Villa auberginefarbendes Licht, durch Jalousien fallen helle Streifen auf Handspiegel aus Silber, Bürsten, bunte Fläschchen und Dosen, alles wirkt seltsam museal, ein wenig wie in frühen Romanen Marguerite Duras'.

Und so folgt man meistens mit allen Sinnen der Aufbereitung jener dunklen Vergangenheit und ihren bizarren Gegenwartsausläufern, wenngleich alles etwas slapstickhaft endet, als würde die Autorin ihre kühn konstruierte Geschichte selbst ein wenig belächeln, unsicher, ob sie mehr das Rauschhafte oder das Biedere betonen soll. „Big Sue“ ist eine Schnittmenge aus beiden, mit originellen Schattierungen und feinen Nuancen an deren sich überlappenden Rändern. ANJA HIRSCH